
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 225. Bromberg, den 1. Oktober 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

Robert schien Liliths Gedanken zu erraten. Seine Züge nahmen einen grüblerischen Ausdruck an. „Das merkwürdige ist, daß ich jedes Wort glaube, trotzdem — das eigentlich unmöglich ist, was Sie sagen. Trotzdem es das eigentlich gar nicht gibt — daß ein Mensch so handeln kann." Er wandte sich plötzlich Lilith zu. „Sie können mich nicht verstehen, nicht, was er tut, was er jetzt tut —" er schüttelte den Kopf, „das ist es nicht. Aber daß er heute, heute einen solchen Gedanken fassen kann — gerade heute! Das ist unmöglich.

Zwei Baumeister bauen ein Haus. Am Tage vor dem Richtfest legt der eine eine Bombe in den Keller. So ist das.

Liebes Fräulein Walrond — ich fasele jetzt etwas — ich — ich habe Fieber. Sie müssen entschuldigen — — — wie sagten Sie? Ausgeschaltet — ausgeschaltet wie der Motor eines Wagens. Ja, das ist sehr gut. Der Motor ist ausgeschaltet. Der Wagen rollt allein — einen Berg hinab. Wir waren beinahe oben — beinahe oben!"

Er setzte sich wieder. Lilith stand vor ihm wie ein Kind, das etwas Kostbares zerbrochen hat und es mit ungeschickten Fingern wieder zusammenfügen möchte.

„Ist es denn so schlimm?" fragte sie matt.

„Enttäuschung ist immer schlimm. Schlimmer als das, was uns enttäuscht. Ich brauche Ihnen das nicht zu sagen — Sie wissen es." Er sah sie ernst an. „Ich habe einen Fehler gemacht, Fräulein Walrond. Ich dachte, es wäre Rücksicht, aber es war wohl doch ein Fehler.

Ich habe Eppo nichts von unserer Begegnung in Luksor gesagt. Habe ihm erzählt, Sie seien gar nicht dort gewesen. — Es ist immer falsch, zu lügen! Ich wollte ihn nicht mit Ihrem Schicksal beschweren. Er hatte ein großes Ziel und sollte durch nichts abgelenkt werden. Ich dachte, die Erinnerung an eine Leila, die er vergessen muß, wäre besser für ihn als der Gedanke an eine Lilith, die täglich, ja stündlich auf ihn wartet."

„Hat er sich schnell getröstet?" fragte Lilith impulsiv und dachte wieder an sich.

„Erst heute", sagte Robert bitter.

Dann saßen sich zwei enttäuschte Menschen stumm gegenüber. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

Minuten, Viertelstunden vergingen. Man hörte nur das ruhige Ticken der großen massiven Standuhr. Ab und zu krachte es leise in den alten Schränken. Plötzlich atmete die Uhr rasselnd und schlug elf mal. Sie zählten beide mit.

Robert sagte: „Es ist spät geworden. Sie müssen nun gehen."

Er brachte sie hinaus.

Als sie durch den Garten gingen, sprach Lilith noch ein Letztes: „Ich werde Erwin nun wohl doch heiraten."

Robert legte die Hand auf ihre Schulter und sagte etwas Merkwürdiges:

„Was kann Erwin dafür, Fräulein Lilith! Sie handeln unrecht an ihm, wenn Sie ihn heiraten."

Dann ging sie.

Robert saß bis zwei Uhr morgens in dem Zimmer mit den hellen gedrehten Hölzern.

Eppo kam nicht.

Er durfte mir das nicht tun, dachte Robert immerfort.

Dann hatte ihn das Fieber gepackt, schüttele ihn und warf ihn zwischen häßlich, verzerrte Bilder.

XV.

Wie kommt es, daß ich hier sitze, dachte Eppo und sah sich in einem Zimmer um, das überall blau war.

Fußboden, Wände, Möbel, sogar das Klavier und der Beleuchtungskörper aus bizarren Holzenden, die aussahen wie die Äste eines Baumes, waren in abgestuften blauen Tönen gestrichen.

Eine angenehme warme Ruhe ging von diesem Raum aus, und Eppo fühlte sich plötzlich versucht, sich auf der blaugestreiften Andanthrendecke des niedrigen Diwans lang auszustrecken.

Aber er beherrschte sich. — Er durfte sich keine Blöße geben. Wollte nur wissen, was es eigentlich mit ihm vorhatte, dieses Mädel mit dem Heiligengesichtchen und dem Teufel in den Augen.

Dann wollte er kaltlächelnd wieder verschwinden.

„Herr Wyngarthen, mit dem ich eine geschäftliche Besprechung habe", hatte Mogi zu dem breiten Burschen gesagt, der sie reichlich mürrisch hier begrüßt hatte. — Das war angeblich ihr Bruder, mit dem sie zusammenwohnte. — Die beiden waren dann ins Nebenzimmer gegangen, und sie hatte Eppo gebeten, sich einen Augenblick zu gedulden. — Die Situation war einigermaßen merkwürdig.

Ein wildfremdes Mädel hatte ihn auf der Straße angesprochen — anders konnte man die Art der Bekanntschaft nicht bezeichnen — und er war ihr gefolgt. Ausgehungert von dem erlebnislosen Einerlei seiner Trainingstage, in plötzlich erwachender Unternehmungsluft, war er in Mogis Wohnung mitgekommen, weil sie behauptet hatte, das, was sie mit ihm zu besprechen habe, nur in der Ruhe ihrer eigenen vier Wände abmachen zu können.

Wann war ihm doch schon einmal Ähnliches begegnet? — Das lag weit fort.

Armes Leilakind — wie ist es dir wohl ergangen!

Aber Robby hatte recht. Die Frauen liefen einem nach. Wenn man wollte, konnte man an jedem Finger eine haben.

Nun — diese hier würde sich wundern! — Er hatte andere Dinge im Kopf als Weibergeschichten! Dafür hatte Robby Gott sei Dank gesorgt — und das war gut so. Diese Sachen hier waren zu einfach, um irgendwo an befriedigen.

Immerhin, das Mädel hatte Schwung. — Eppo mußte sich zugeben, daß Mogi bei all ihrer Aufdringlichkeit Herrin der Situation geblieben war. Sie mußte entweder grenzenlos raffiniert oder grenzenlos naiv sein, um so unbefangen und herablassend ihre Rolle zu spielen — —

„Ich weiß, was Sie jetzt denken", sagte Mogi, als sie ins Zimmer trat. Sie hatte sich ein kurzes gelbes, seltsam geschnittenes Jäckchen angezogen und sah jetzt mit ihrem dunklen, in der Mitte gescheitelten Haar und der kurzen breitflügligen Nase wie eine kleine Malaiin aus. „Sie denken entweder ist der Tee hier mit einem Schlafmittel gewürzt, oder der Kerl mit den breiten Schultern wird gleich hereinkommen und mich niederboxen, oder — dieses Mädchen wird den krampfhaften Versuch machen, mich jetzt zu verführen."

Sie stellte ein Tablett aus rotem Japanlack mit zwei hauchdünnen chinesischen Schalen auf einen kleinen Hocker, den sie vor ihren Besucher hinschob. „Habe ich recht?"

Eppo lachte. „Nein, im Gegenteil — Sie irren sich, mein Fräulein. Ich habe weder genug Phantasie, noch eine entsprechende Menge schlechter Bücher gelesen, um so ausgefallene Erwartungen zu hegen.

Außerdem wüßte ich nicht, aus welchen Motiven heraus eine dieser verruchten Taten geschehen sollte."

„Ich heiße Imogen Jakobs! Sie können mich Fräulein Mogi nennen, wie die anderen auch! Ich sage das nur, damit Sie nicht wieder „mein Fräulein" zu mir sagen. Das klingt ja zu gräßlich!"

„Warum sind Sie denn nur so wütend, Fräulein Mogi? Ich habe Ihnen doch eigentlich so gut wie gar nichts getan!"

Sie sah Eppo verdutzt an. Dann machte sie eine wegwerfende Bewegung. „Ich habe mich eben mit meinem Bruder gezankt. Ihretwegen natürlich. Als ob ich nicht selber wüßte, daß es durchaus unpassend ist, daß Sie hier sind. Dabei ahnt er noch nicht einmal, wie wir uns kennengelernt haben."

„Ja, da waren Sie auch so wütend! Weil ich Ihnen nicht sofort um den Hals gefallen bin. — Na, das ist ja bei ruhiger Überlegung schließlich verzeihlich. Sie müssen doch immerhin anerkennen, daß ich meine unbegreifliche Unterlassungssünde bereut und mich ohne nennenswerten Widerstand Ihren weiteren überraschenden Anordnungen gefügt habe."

„Ja", sagte Mogi und überhörte die Ironie, „ich nahm zu Ihren Gunsten an, daß nicht Ihre männliche Eitelkeit, sondern pure Neugierde Sie bewogen hat, meine Einladung anzunehmen. — Sie haben sogar das Auto bezahlt! — Diese Ritterlichkeit verdient belohnt zu werden. Ich will also sofort Ihre Neugier befriedigen. — Bitte, lassen Sie sich den Tee gut schmecken — ich bin gleich soweit."

Sie rückte sich zwei Holzböcke vor ihr kleines Stühlchen und begann zwischen diesen mit Reißnägeln die am Boden liegende Seide an der Stelle wieder einzuspannen, an der sie einige Stunden vorher von dem aufgeregten Masseur in ihrer Arbeit jäh unterbrochen worden war.

„Was machen Sie denn jetzt wieder?" fragte Eppo mißtrauisch.

„Lieber Herr Wyngarten, ich gehöre zur Sekte der sogenannten arbeitenden Bevölkerung. In meinem Alter immerhin ganz verständlich. Ich kann es mir nicht leisten, einen ganzen Abend mit einem jungen Mann, und sei er noch so nett, so einfach zu verplaudern. Besonders, da ich durch diesen jungen Mann heute schon verschiedene Stunden meiner sehr kostbaren Zeit verloren habe. Ich muß morgen mindestens zehn Meter fertig bepinselt abliefern. Wie soll ich denn damit fertig werden?!" Sie sah sich plötzlich wild im Zimmer um.

„Suchen Sie etwas?" fragte Eppo artig.

Mogi pfiff. — In einer Ecke entstand ein leises Kratzen und Rascheln. Dann kam eine kleine Schildkröte mit so geschäftiger Eile über den Kokosläufer gekrochen, daß Eppo einen Augenblick den Eindruck hatte, sie würde jetzt dem Mädchen auf den Schoß springen.

Aber sie richtete sich nur an dem Stuhlbein auf, so daß Mogi sie bequem aufnehmen und auf ihren Schoß setzen konnte. „Petruschka", stellte sie vor, „sie ist sauberer als ein Mensch ihres Alters und meine einzige Freundin. — So, Petruschka, jetzt werden wir dem Herrn erzählen, was wir eigentlich von ihm wollen.

„Ja, sehen Sie, Herr Wyngarten, ich mußte Sie vorhin am Reichskanzlerplatz ansprechen, denn nachher hätte ich den Mut dazu nicht mehr aufgebracht. Glauben Sie bitte nicht etwa, daß mir das so leicht gefallen wäre. Vielleicht bilden Sie sich auch noch etwas darauf ein? — Die etwas merkwürdige Form habe ich nur gewählt, weil mich alle Leute auf der Straße sowieso schon anstarrten und ich mich nicht mit Ihnen bloßstellen wollte. Ich wäre nämlich eine Minute vorher um ein Haar von einem Auto überfahren worden." Sie lachte plötzlich: „Das verstehen Sie natürlich alles — Sie weltfremder Adonis!"

„Wieso weltfremd, wie kommen Sie darauf?" fragte Eppo, der sich getroffen fühlte.

„Nun, ich habe noch niemals jemanden so ahnungslos in die Höhle des Löwen tappen sehen."

„Was heißt denn das nun wieder?"

„Das heißt, daß ich die Schwester von Martin Jakobs bin! Jetzt sagen Sie nur noch, Sie wissen nicht, wer Martin Jakobs ist!"

„Wahrhaftig, ich weiß es nicht."

Da brach Mogi in ein herzhaftes Gelächter aus.

„Sie wollen morgen bei den Meisterschaften starten und wissen nicht, wer Martin Jakobs ist?" Sie wurde plötzlich sehr ernst. „Martin Jakobs ist Ihr schärfster Konkurrent, und ich bin seine Schwester und seine beste Freundin." Sie sah von ihrer Arbeit auf.

„Na, Gott sei Dank, jetzt scheint es ja gezündet zu haben! Aber deshalb brauchen Sie mir meine vorletzte Teetasse nicht entzweizuschlagen!"

Eppo hatte klirrend das dünne Porzellan niedergesetzt und sah Mogi unter gesenkten Brauen an. „Jetzt verstehe ich", murmelte er, „jetzt verstehe ich den vergifteten Tee und die Höhle des Löwen".

„Sie wollen mich also — unschädlich machen, wie man so schön sagt, damit Ihr Bruder morgen gewinnt?"

Er richtete sich steif auf und verschränkte die Arme. „Nun, ich bin gespannt, wie Sie das fertigbringen wollen."

Mogi pinselte ruhig weiter, kleine Blumen und Staketenzäune. Als höre sie dem Gespräch nur zu, das sie führte.

„Ja, unschädlich will ich Sie machen, denn Sie sind ein Schädling, wissen Sie das? Ein Schädling, der anderen Leuten das Brot wegnimmt."

„Ich muß Sie schon bitten, mir das näher zu erklären", sagte Eppo eifig. Er verspürte jetzt durchaus keine Lust mehr, sich von dieser Person Grobheiten sagen zu lassen.

„Gerne, mein lieber Herr Wyngarthen. Wir kommen jetzt allmählich zum Kern der Sache. Weiter will ich ja gar nichts, als Sie davon überzeugen, daß Sie eine Gemeinheit begehen, wenn Sie morgen gewinnen. Ich halte Sie nämlich letzten Endes für einen grundanständigen Menschen, der keiner bewußten Gemeinheit fähig ist. — Im übrigen möchte ich Sie bitten, recht leise zu sprechen. Mein Bruder braucht das alles nicht zu hören. Es würde ihn sehr aufregen. Er ahnt nichts von Ihrer Gegnerschaft und muß morgen um jeden Preis gewinnen."

Sie scheinen Ihrer Sache ja sehr sicher zu sein, daß Sie mir das alles so genau anvertrauen."

Mogi seufzte. „Leider nicht, Herr Wyngarthen. Ich wünschte, ich wäre meiner Sache sicher, dann brauchte ich mich jetzt nicht mit Ihnen abzuplagen, um Sie zu einem vernünftigen Menschen zu erziehen."

Eppo zog die Augenbrauen höher. Jetzt hatte er bald genug.

Aber das Mädchen fuhr unbekümmert fort:

„Ein vernünftiger Mensch in Ihrem Alter arbeitet, mein Lieber. — Tun Sie das vielleicht?"

„Ich arbeite an mir selbst, an meinem Körper."

„Fabelhaft! Und sehr nutzbringend. — Haben Sie sonst noch irgendeine Beschäftigung?"

Eppo schwieg. — Hatte er eine andere Beschäftigung als Trainieren und wieder Trainieren? Schlafen und Essen allenfalls, wenn man diese Funktionen mit Beschäftigung bezeichnen konnte.

Merkwürdig, daß ihm das noch nie so deutlich zum Bewußtsein gekommen war. Es war selbstverständlich, von Robert so eingerichtet und niemals Gegenstand der Kritik. Mogi ließ ihm Zeit zum Nachdenken. Dann sagte sie leise:

„Ich dachte es mir. Es kann auch gar nicht anders sein. — Ich sah Sie heute beim Training."

Die rote Boskenmütze! schoß es Eppo durch den Kopf. Er sah sie plötzlich vor der Taxushecke leuchten.

Darum also war sie ihm vorhin bekannt vorgekommen.

„Wie kamen Sie eigentlich dorthin, Fräulein Mogi?"

„Das tut jetzt nichts zur Sache. — Ich dachte, als ich Sie sah: das ist ein Halbgott! Später wurde ich ruhiger und wußte, daß ich nichts anderes gesehen hatte als einen prächtigen Hengst, der über die Bahn bewegt wird. Oder einen jener Negerboxer, wie sie sich die alten englischen Lords hielten, um sie untereinander kämpfen zu lassen und hohe Wetten abzuschließen. Wenn der Boxer gewonnen hatte, bekam er gutes Futter und wurde für den nächsten Kampf hergerichtet. Verlor er, so wurde er abgeschafft. — Ich habe einmal gelesen, daß einer dieser Lords Bananenschalen in den Ring warf, auf denen der Gegner seines Leib- und Magenboxers ausrutschen sollte. Das war natürlich eine Gemeinheit. Der arme Kerl hat sich prompt das Bein gebrochen, aber darum kümmerten sich diese Lords nicht. Sie richteten sich dann eben einen anderen Athleten ab. Ob der mit dem gebrochenen Bein hinterher erschossen wurde, wie man das mit Pferden zu tun pflegt, oder ob man ihn leben ließ, weiß ich nicht genau. Jedenfalls war er nicht mehr zu gebrauchen. Auch für das bürgerliche Leben nicht, an dem er ja auch vorher keinen wesentlichen Anteil gehabt hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Liebe mit Lepra.

Die Abenteuer der lustigen Odette. — Ärztliche Untersuchung mit Pistolenknallen. — Ein idealer moderner Jüngling.

Von **Alois Brunner.**

Wenn man schon Odette heißt, so kann das Schicksal wirklich nicht verlangen, daß man ein Leben führt wie eine büßende Magdalena. Odette! Der Name allein zwingt ja schon die Trägerin zum Tanzen und Hüpfen, zur Freude am Dasein und mitunter auch einmal zu kleinen Abenteuern.

Wenn man Odette heißt, hat man in der stillen Provinzstadt Nancy nichts zu suchen. Da muß man nach Paris gehen. Denn dort gibt es Bühnen genug, die für eine lustige, hübsche, unternehmende Odette Verwendung haben, und noch mehr Lebemänner jeglichen Alters, die sich danach sehnen, ihr Geld auf möglichst noble Art loszuwerden.

Also ging Odette eines schönen Tages nach Paris. Glück hatte sie gleich. Eine Bühne wartete anscheinend nur auf ihre Talente, und bald darauf zählte ein reicher Pflanzer zu den glücklichsten Menschen, weil Odette geruhte, seine Einladung zu einer Großwildjagd in Afrika anzunehmen. Die Expedition war für Odette eine wunderschöne Reklame, denn sie konnte den Parisern prachtvolle Bilder schicken, auf denen sie todesmutig neben erlegten Löwen, Nashörnern und Ochsen stand, weshalb man eifrig von ihr und ihrem Pflanzer sprach.

Nach Paris zurückgekehrt — wenn man Odette heißt, knüpft man nie zarte Bande von langer Dauer —, stürzte sich die Großwildjägerin wieder ins Weltstadtleben, trat auf der Bühne auf, fesselte einen anderen Mann. Zur Abwechslung einen indischen Potentaten. Als sich dieser aber nach einiger Zeit für eine gesetztere junge Dame entschied, war Odette wieder frei.

Freilich nicht lange. Denn eines schönen Tages lernte sie einen idealen modernen Jüngling kennen, einen vornehmen Bummler von Beruf, nebenbei Vertreter einer Kraftwagenfabrik. Michel Tripiers Vater war gerade noch rechtzeitig gestorben, um nicht die ganze Jugend seines Sohnes durch die erzwungene Laufbahn eines Marineoffiziers zu verdüstern. Und nun freute sich der junge Mann seines Lebens.

Zwei Tage, nachdem er Odette kennen gelernt hatte, sagte er zu ihr: „Mein Leben bist du. Heirate mich!" Von letzterem Vorschlag wollte Odette nichts wissen; aber sie gestattete dem jungen Mann, innerhalb acht Monaten für sein „Leben" sein gesamtes Erbe auszugeben.

Als eines Tages vom Erbe nichts mehr übrig geblieben war, sagte Odette heroisch: „Nun will ich mich um einen neuen Vertrag umsehen." Sie ging. Michel bewunderte sie. Er glaubte, die Tapfere wollte wieder zur Bühne gehen. Doch als Odettchen nach drei Tagen noch nichts von sich hören ließ, wurde er besorgt, erkundigte sich näher nach ihr, erfuhr, daß sie seit zwei Tagen eine neue Luxuswohnung, eine große Limousine und sonst alles besaß, was zum Leben einer bekannten Künstlerin gehörte.

Anstatt nun glücklich darüber zu sein, daß es Odettchen so gut ging, forschte Michel wutschnaubend nach dem Zauberer, der hinter dieser ganzen Geschichte stecken mußte. Er entdeckte den Mann in einer vornehmen Bar in Odettes Gesellschaft. Es war niemand anders als sein bisheriger bester Bekannter, der Millionär Pedrazzini. Natürlich regte sich Michel Tripier über so viel Falschheit auf, und es gab einen kleinen Boxkampf, der zum Bedauern der interessierten Zuschauer nur allzu rasch endete, und zwar zu Michels Gunsten. Leider machte diese Leistung auf Odette gar keinen Eindruck. Sie erklärte vielmehr, daß sie von dem armseligen und rohen Monsieur Tripier ein für alle Mal genug habe.

Darüber war der ideale moderne Jüngling verzweifelt. Doch kaum so sehr wie Odette, als sie bald darauf einen Brief von ihm erhielt: „Verzeih mir, wenn du kannst! Es ist fürchterlich. Ich ahnte es bisher nicht. Du weißt, ich war in der Südsee, wo es so viele Leprakranke gibt. Dieser Tage traf ich einen Freund, einen Arzt. Ich hatte nie auf einen weißen Fleck auf der Haut geachtet. Und jetzt sagte mir der Freund: „Du bist leprakrank!" Sicher habe ich dich angesteckt."

Es war Odette nicht übel zu nehmen, wenn sie nach der fieberhaften Durchsicht dieser schrecklichen Epistel in Ohnmacht fiel: „Lepra!"

Als sie sich nach einiger Zeit erholte, konnte sie die Fortsetzung lesen: „Mein Freund ist bereit, dich morgen in seinem Ordinationszimmer zu empfangen, um einwandfrei festzustellen, ob ich dich angesteckt habe." Dann folgte Name und Anschrift des freundlichen Arztes und die Angabe der Zeit, da er Odette zur Verfügung stehen wollte.

Der Tag war fürchterlich für Odette. Hier und da und wieder dort wollte sie auf ihrer blühenden Haut weiße Flecke entdecken. Und doch mochte sie wieder nicht glauben, daß sie einem langsamen Tod verfallen war. Sie dachte daran, einen anderen Arzt aufzusuchen, doch dann schreckte sie vor dem Gedanken zurück. Der Mann würde sie als Leprakranke der Gesundheitspolizei melden, sie auf Lebenszeit isolieren lassen. Gräßlich! Odette bekam über Nacht graue Haare.

Am nächsten Tag stellte sie sich pünktlich beim Arzt ein. Aus der Untersuchung wurde nichts. Denn der Sünder war auch da, wollte sich Odette zu Füßen werfen. Sie lachte ihn nur aus. Schrill und hysterisch in ihrer fürchterlichen Angst. Da zog Michel Tripier die Pistole. Schoß erst Odette nieder. Dann sich selbst.

Damit wäre die Geschichte — mit großem Reklameerfolg — zu Ende, hätten nicht Odette und Michel beide ein zähes Leben gehabt. So starb keiner von beiden, und als Odette im Krankenhaus aus der Ohnmacht erwachte, war ihre erste Frage: „Habe ich Lepra?"

Die erstaunte Antwort bedeutete eine Erlösung für Odette: „Nein! Man hat nur einen schlechten Scherz mit Ihnen getrieben."

Die Glasmalereien der St. Johanniskirche in Danzig.

Von **Wolfgang Federau.**

dp. Kühle Stille umfängt den Besucher, da die Pforte sich leise hinter ihm schließt. Der laute Lärm der Welt draußen ist plötzlich verstummt, ausgeschlossen, und alles, was eben noch Geltung hatte und mächtig war, Ehrgeiz und Ruhm und Geld und Schönheit und Macht, es kommt nicht über diese Schwelle — es soll nicht über diese Schwelle kommen.

Nur zwei, drei Straßenzüge trennen St. Johann von dem Wahrzeichen Danzigs, von St. Marien, dem schönsten, dem herrlichsten und größten Dom der norddeutschen Tiefebene. Nur wenige Jahrzehnte ihre Entstehungszeit von derjenigen St. Mariens. Filialkirche ursprünglich des ältesten Danziger Kirchenbaues, St. Katharinen, ist sie doch ganz nach dem Muster von St. Marien gebaut, nach den ursprünglichen Abmessungen dieses Domes, dem sie auch schon örtlich durch die enge, räumliche Nachbarschaft, angehörte.

Beklommen und erhoben atmet man den Hauch von bald sechs Jahrhunderten, den diese starken Mauern umschließen. Sechs Jahrhunderte bewegter und blutiger und großer Geschichte, sechshundert Jahre voller Kämpfe und Nöte und Verwirrungen haben nicht vermocht, den Frieden aus diesem Gemäuer zu vertreiben, jenen Frieden, der keine Stumpfheit ist und keine Trägheit, sondern des menschlichen Herzens ewige Unruhe zu Gott.

Im Westen, hinter dem Bischofsberg, geht die Sonne mählich zur Rüste, und da ihr sinkender Strahl die Kirche trifft, erfüllt sie das Innere mit einem gedämpften, eigentümlichen Licht, das den ganzen Kirchenraum mit vielfarbigen, stimmungsvollen Tönen durchwebt.

Der einsame Besucher, der Quelle dieser Beleuchtung nachforschend, entdeckt die gemalten Fenster, die an drei Seiten als Lichtspender in das Mauerwerk eingelassen sind. Sechs Fenster sind es oder gar sieben, und die Glasmalereien, mit denen man sie schmückte — nun „sie sind sehr schön" so denkt der Beschauer. Erschrickt beinahe vor der allzu grellen, allzu kontrastreichen Farbenzusammenstellung, vor der Überladenheit ihrer mit allerlei allegorischen und mystischen Gebilden behängten Kompositionen. „Eine Laienbibel im Geschmack der Gründerzeit" — ja so denkt er und preßt etwas verletzt, etwas erschreckt die Lippen zusammen. Verärgert beinahe über das Entgeistigte einer Epoche, die fern allem geläuterten Kunstempfinden, eklektisch und alles produktiven Eigenwillens bar, sich hier breit machen durfte. Das mit der Geste opferwilliger Spende sich hier ein Denkmal setzen durfte, das allzu schlecht paßt zu dem in Raum und Maß so fein abgestimmten Kircheninnern.

Aber da der Besucher, ein wenig indigniert vorbeischreitet an diesem buntfarbigen Bilderbuch, an Arons Mandelzweig und Moses Gesetztafeln, am Propheten Elias mit seinen Raben, am Paulus und dem Auge Gottes und dem Kämmerer aus dem Mohrenland, da entdeckt er plötzlich einige kleinere Glasmalereien, die seine Aufmerksamkeit in ganz anderem Maße fesseln. Sie sind offenbar viel älter. Die Art der Malerei, die dazu gehörigen Inschriften lassen mit ziemlicher Sicherheit den Schluß zu, daß diese Fenster — nein, es sind ja gar keine Fenster, es sind nur bunte Einsätze in sonst farblosen Fenstern — ja, daß also diese Malereien etwa aus der Zeit des späteren Barock stammen. Letztes Drittel des siebzehnten Jahrhunderts vielleicht. Spätestens aus den ersten Jahren preußischen Königtums. Vier Fenster sind es. Vier Fenster mit symbolischen Anspielungen auf die unter ihnen gelegenen Kirchenstühle.

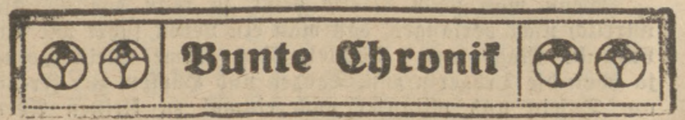
„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", buchstabiert der Beschauer, das Fenster über dem Gestühl der Bäcker betrachtend, das mehrere Bretzeln und Brote darstellt. Und da kommt die Welt draußen, diese unruhige und laute Welt, der er hier zu entrinnen dachte, auf Umwegen wieder zu ihr herein. Nicht vom Brot allein? Oh nein — aber da ist eine Menschheit, da sind Millionen und Abermillionen von Menschen, die darben müssen und hungern, indes die Speicher und Kammern überfließen vom goldenen Segen der Erde, vom schimmernden, blonden Weizen. Und fast wie Sehnsucht packt es den einsamen Beschauer in dem großen, kühlen Raum — Sehnsucht nach einer Zeit, welche die heutigen Sorgen und Nöte nicht kannte. Welche einfacher war, schlichter, zuversichtlicher — naiver, wenn man so will. Welche gläubig und fromm ihre kleinen Kümmernisse und Bedrängnisse in die Hand Gottes legte, aus ihrem Glauben Stärkung erwirkte und Trost.

„Ihr seid das Salz der Erde", liest er dann auf einem Fenster der Südseite, über dem Schiffer- und Hökergestühl. Wo auf farbigem Grunde Heringe und einige Kerzen zu merkwürdigem Stilleben vereinigt sind. „Wer — wer?" grübelt der Beschauer. „Wer ist das Salz der Erde? Wo sind jene, wann kommen jene, die dazu berufen sind, das Salz der Erde zu sein, die Welt vor Fäulnis, vor endgültiger Verderbnis zu wahren?"

Der stille Mann in der Kirche findet keine Antwort. Er sucht auch keine Antwort auf eine Frage, die ihre Lösung nur im Schoß der Zukunft finden mag. Hier in diesem Gestühl pflegten die Maurer der Predigt zu lauschen. „Bauet die Mauern Jerusalems", fordert die Inschrift des Fensters darüber, und das Bild zeigt eine zinnengekrönte, im Bau befindliche Mauer. „Ja — eine feste Mauer müßte man bauen", meditiert der Einsame. Dieser Stadt gedenkend, die er liebt. Wie sie da liegt, breit und mächtig und groß, ehrwürdig durch ihr Alter, durch ihre Geschichte. Hort des Deutschtums, eine Perle einst in Preußens Krone. Einer ihrer schönsten, strahlendsten Edelsteine. Jetzt aber herausgebrochen aus der Fassung, zu der sie gehörte, die Stadt. Unbewehrt gegenüber dem Zugriff der slawischen Woge, die vor der nahen Grenze schäumt. Mit keinem anderen Schutz als dem Vertrauen, als dem Glauben ihrer Bewohner: „Wir können nicht untergehen." Mit den leisen Schritten der Ehrfurcht, welche die Stille eines solchen heiligen Raumes gebeut, wendet sich der Besucher dem letzten dieser alten Fenster zu. Dort, wo die Schiffer saßen, wo die Schiffer ihr Gestühl hatten. Die immer etwas Besonderes, etwas Wichtiges bedeuten für das Handel treibende Danzig, für diese Hansestadt, die seit eh und je so eng, so innig mit dem Meer verbunden ist. „„Fahret auf die Höhe!" leuchtet es vom Fenster herab. Auf stilisierten Wogen segelt Danzigs uraltes Symbol, die Kogge, die in den Wappen und Siegeln, in den Münzen und Bildwerken immer wiederkehrt.

Fahret auf die Höhe! Ist das nicht mehr als eine bloße Mahnung? Ist es nicht zugleich Zuversicht? Verheißung? Da nun die Sonne endgültig untergetaucht ist, da graue Dämmerung das hohe Kirchenschiff ganz erfüllt, tritt der Gast wieder heraus auf die Straße. Der Lärm des Lebens fängt ihn wieder ein. Aber er stört ihn nicht mehr, beunruhigt ihn nicht mehr.

Das letzte Bild, die letzte Inschrift — auf wunderliche Art haben sie ihn plötzlich gefestigt und getröstet.



*** Ein Hundestandesamt.** Die oberste Behörde des Bundesdistrikts in Brasilien hat kürzlich einen Erlaß herausgegeben, nach dem jeder Hundebesitzer innerhalb sechzig Tagen seinen Hund behördlich anzumelden hat. Das Hospital Veterinario in Rio de Janeiro ist die Stelle, in der das amtliche Hunderegister geführt wird. Auch alle neugeborenen Hündlein sind künftig hier anzumelden, um sorgfältig nach Geburtsdatum und Rassekennzeichen registriert zu werden. Die Gebühr für die Eintragung beträgt jedesmal fünf mexikanische Dollar. Die Hundesteuer muß jährlich mit zehn Dollars erlegt werden. Wer es unterläßt seine vierbeinigen Hausgenossen eintragen zu lassen, hat zwanzig Dollar Strafe zu gewärtigen, und wer sogar sich falscher „„Personen"-stands-Angaben schuldig macht, wird mit hundert Dollar Strafe belegt. Nach dem neuen Erlaß kann die Hundehaltung auch sonst noch ein teurer Spaß werden, denn für jede Verletzung eines Menschen durch Hundebiß auf der Straße oder öffentlichen Plätzen hat der Hundebesitzer fünfzig mexikanische Dollar Strafe zu entrichten.

*

*** Eine merkwürdige Uhr.** Zu den seltsamsten Uhren, die jemals geschaffen worden sind, gehört diejenige, die sich im Besitz eines indischen Fürsten befindet: Nahe dem Zifferblatt einer von gewöhnlichen nicht abweichenden Uhr befindet sich ein auf Metallstäben aufgestellter Gong, unter dem — menschliche Gebeine, wirr durcheinander geworfen, liegen. Es sind Schädel und Knochen von zwölf vollständigen Skeletten. Wenn der Zeiger die erste Stunde zeigt, schnappen die zur Bildung eines Skeletts notwendigen Knochen zusammen, das Skelett, durch ingeniöse mechanische Vorrichtungen betätigt, springt auf, ergreift einen Hammer und schlägt damit einmal auf einen Gong. Wenn das geschehen ist, schreitet es zur Schädelstätte zurück und fällt auseinander. Um zwei Uhr erheben sich zwei Skelette und schlagen an den Gong, während um zwölf Uhr die gesamten Gebeine sich zu zwölf Skeletten zusammenfügen und mit ihren Hämmern auf den Gong schlagen, um nachher sofort wieder auseinanderzufallen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.